

Aus der Woche.

Welt und Leben unter der Lupe editorialer Betrachtung.

Die Vertretung im Auslande.

(Mittw. Herold.)
Bessere Belohnung für unsere diplomatischen Vertreter im Auslande und an- und ausländische Amtswohnungen für dieselben, die die Regierung der Ver. Staaten als Eigentum erworbenen Grundbesitz zu bauen haben. Das ist schon seit Jahren anstehende Forderung, die endlich so weit vorgebracht ist, daß der Kongreß sie ernstlich in Betracht zu ziehen begonnen hat. Und das will bei der Langsamkeit der Geschäftsgänge dieser Republik, soweit nicht parteipolitische Maßnahmen in Betracht kommen, immerhin schon viel sagen. Veranlassung dazu hat der Lower-Hill-Katzen-Wilhelm-Zwischenfall gegeben, als dessen Untergrund denn doch, wenn wir auch den nachträglichen Beschönigungsversuchen schuldige Rücksicht gelten lassen, die Frage der äußerlichen Repräsentation zu betrachten ist. Und dieser läßt sich nicht mehr ausweichen.

Es gab eine Zeit, wo man anders darüber dachte und denken konnte als heute. Als John Quincy Adams im zweiten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts Gesandter in St. Petersburg war, blieb er während der unerträglichen Sommerhitze der Zarenstadt an der Reno, während die Vertreter anderer Länder sich in die Sommerfrische auf dem Lande begaben, auf seinem Posten, und als Graf Alexander der Erste ihm rief, sich doch auch in die Villagatur zu begeben, suchte der Gesandte verzweifelnd mit den Achseln. Ah, ich verheißt sagte der Zar. Und er hatte richtig verstanden. John Quincy konnte einfach nicht mitmachen wie die andern. An seinem Ansehen aber hat ihm das nicht geschadet. Im Gegenteil, der Zar wandte sich an ihn mehrfach als diplomatischen Vermittler. Auch die andern Vertreter im Auslande während jener Periode haben keine Anstrengungen gemacht, es in liberaler Gostfreundschaft denen der europäischen Mächte gleichzutun. Auch nicht im äußerlichen Auftreten. Bei der Krönung der Königin Viktoria fuhr der amerikanische Gesandte in einer einfachen Kutte im Hofzuge mit, und wenn auch die Hofleute die Rollen rümpften, dem Volke mußte diese auffallende Betonung amerikanischer Einfachheit imponieren. Es spürte den demokratischen Hauch. Washington Jevins, Charles Francis Adams, George Bancroft, Edward Everett, James Russell Lowell, John A. Dix, Banard Taylor, sämtlich geistige Größen, die vielen laudierten Vertretern europäischer Hofkreise turmhoch überlegen sein mochten, haben sich von großprunkiger Repräsentation fern gehalten und doch, wenn es galt, internationale Fragen zu erledigen, ihren Mann gestellt. Heute ist das freilich anders. Die Wendung hat sich etwa seit dem Bürgerkrieg vollzogen. Die diplomatische Vertretung später uns jüngere, Hofschaffner zu ernennen, damit wir bei den europäischen Mächten nicht im persönlichen Zutritt zu den Staatsoberhäuptern zurückbleiben müßten, sind die Forderungen gesellschaftlicher Repräsentation, kostspieliger Gesellschaften und luxuriöser eingerichteter Empfangsräume unvermeidlich geworden, sodas wir dahin gekommen sind, daß ein Mann ohne schwezen Reichtum einen Hofschaffnerposten gar nicht mehr versehen kann. Wir haben somit Glück gehabt, indem sich meistentfalls Männer fanden, die neben großem persönlichem Reichtum an Geld und Geldverdienst auch Geist und Talent zu würdiger Vertretung besaßen. Dergleichen mag es noch viele geben. Eines großen Landes wie das unsrige ist es aber unwürdig, daß es, wenn es repräsentative Männer für den diplomatischen Dienst sucht, in den Reihen der Reichen „Schornen“ gehen muß. Deshalb die durchaus gerechtfertigte Forderung besserer Belohnung und der Beschaffung eigener Wohnstätten und Regations-Gebäude, wie dies in der Sitzung des Kongresses am 17. April besprochen wurde.

Im Anschluß hieran sei daran erinnert, welchen Werth Fürst Bismarck auf ähner Repräsentation legte. In der Reichstags-Sitzung vom 16. November 1871 kam die Frage auf, die deutschen Gesandten in Wien und London zu Hofschaffnern zu erheben. Der Abgeordnete Lohse hatte einen angeblichen Ausspruch Friedrichs des Großen zitiert: „Wann man eine solche Macht und eine solche Armee hinter sich hat, dann kann man repräsentieren, ohne so große Mittel aufzuwenden. Fürst Bismarck erwiderte darauf in einer langen Rede und führte darin Folgendes aus:

Bei diplomatischen Verhandlungen an den Tischen zu sitzen oder zu liegen. „Ich erwidere eine Einladung zum Dinner nicht, aber wir haben 100,000 Mann“ — das ist in der Tat zu wenig unteren Gewohnheiten entsprechend. Ich möchte Sie bitten, diese Angaben mehr in Stil der Vertretung der Würde des Reiches, als der Interessen aufzufassen. Die letzteren gehen dabei immer nicht leer aus. Aber aus deutschen Gründen, aus denen Sie, wenn das deutsche Reich ein überaus für ein Ministerium über ein Parlament erachtet, darauf halten, daß das Reich nicht durch den ungenügenden persönlichen Reichtum eines Mannes im Ausland, sondern durch die in wichtigeren Ausstattungen (Kontak) davon abhänge, daß das deutsche Reich ein angesehenes, politisches Gewicht ist und ist

als solches führt, aus denselben Gründen möchte ich Sie bitten, darauf zu halten, daß das deutsche Reich im Ausland in einer Weise vertreten werde, die in den Augen des durchsichtigen Beobachters auch äußerlich den Eindruck macht: Hier stehen die Mittel und das Selbstgefühl eines großen Landes dahinter. Selbst in den zivilisierten Nationen sind die Wägen doch nicht von solcher Bildung, die frei stehen von dem Eindruck des gesellschaftlichen Ansehens, das der Vertreter des Deutschen Reiches in der Welt genießt. Ein Gesandter von 40,000 Talern Gehalt in einem impolitischen Hotel und mit einem starken Privatvermögen ist mir bei gleicher Befähigung lieber, als ein Hofschaffner mit 30,000 Talern Gehalt, der nicht imstande ist, nicht seinen Rang gemäß, sondern der Größe und Würde des Deutschen Reiches gemäß sich aufzuhalten und zu zeigen. Ich habe einen Gesandten mit 30,000 Talern Gehalt, als Privatmann nehme ich den unteren Platz gern ein, der mir bei der Tafel gegeben wird; als Gesandter meines Reiches, in dieser amtlichen Eigenschaft, gehe ich hinaus, sobald mir nicht der Platz gegeben wird, der mir gebührt. Und so ist es auch mit der äußeren Vertretung, wenn man nicht imstande ist, es den Kollegen weniger mächtiger Staaten gleich zu tun, ja ihnen nicht einmal dieselben Höflichkeiten in denselben Maße wiederzugeben zu können.

Unter demselben Gesichtspunkt ist auch unsere Vertretung im Auslande aufzufassen.

Rußlands Reformvorschlüge für Mazedonien.

Aus Wien wird unter dem Datum des 20. März geschrieben: Die russische Regierung hat sich nun veranlaßt gesehen, ihre neuen Reformvorschlüge, die zuerst nur dem Wiener Kabinett eröffnet worden waren, zu veröffentlichen. Unter diesen ist die österreichisch-ungarische Antwort in Petersburg überreicht worden und sie lautet im wesentlichen folgendes:

Ueber die Auffassung, die in den maßgebenden österreichischen Kreisen bezüglich der russischen Vorschläge herrschen, wird von gut unterrichteter Seite mitgeteilt:

Die Frage, welche die erheblichste Bedeutung besitzt, ist jene der künftigen Stellung der Zivil-Agenten und der Mitglieder der Finanzkommission. Die beiden Zivil-Agenten Oesterreich-Ungarns und Rußlands verstanden beinahe ihre Existenz den zwischen dem Grafen Gutschkowitsch und dem Grafen Lambsdorff im Jahre 1903 getroffenen Vereinbarungen, und sie hatten die Aufgabe, an der Seite des russischen Generalinspektors in den drei mazedonischen Vilajeten die Tätigkeit der türkischen Lokalbehörden zu kontrollieren und über ihre Beobachtungen der Regierungen zu berichten. Allein ihr ausschließliches Kontrollrecht hat schon im Laufe der Zeit verschiedene Einschränkungen erfahren; so z. B. durch die Errichtung der Finanzkommission für Mazedonien, ferner auch dadurch, daß geplant war, die Kontrolle über das Gerichtswesen besonderen Organen zu übertragen. Durch die Uebermittlung des Justizreformprogramms an die Konstantinopeler Konferenz, wurde der russischen Regierung die Rolle der Entente-mächte abgeklärt. Was Rußland jetzt vorschlägt, ist nur ein weiterer Schritt auf dem Wege der Internationalisierung der Reformaktion. So wenig Oesterreich bei den früheren Anlässen gegögert hatte, diesem Gedanken zuzustimmen, so wenig wird es sich nun dem russischen Vorschlag, die Zivil-Agenten der Finanzkommissionen der anderen Mächte gleichzustellen, widersetzen.

Beharrt Rußland bei diesem Vorschlag, so wird es überhaupt bei seiner Großmacht Widerstand finden: Praktische Ermägungen, insbesondere die Erkenntnis, daß die Reformaktion, von zwei Mächten geleitet, bessere Ergebnisse zeitigen würde, als wenn alle Maßregeln das Sieb aller Mächte passieren müßten, würden zwar dagegen sprechen. Wenn nun aber Rußland spontan auf seine bevorzugte Stellung bei der Reformaktion verzichten will — was gewiß in Konstantinopel den besten Eindruck machen wird — so liegt für die anderen Mächte kein Anlaß vor, dem entgegenzutreten; namentlich für jene, die davon überzeugt sind, daß Mazedonien, wenn es nicht aufgeteilt werden soll, doch nur von der Türkei zusammengehalten werden kann. Und zwar umso weniger, als gewiß niemand annehmen kann, daß das in dem Vorschlag angelegte Entgegenkommen bloß eine diplomatische Vertiefung der verdeckten, weiter gehende Ziele, deren Verfolgung der Wiederbelebung der nach dem Grafen Janatiew benannten Politik gleichkäme. Raum für solche Kombinationen ist gewiß umso weniger vorhanden, als man in Petersburg ebenso gut wie in den anderen Staatskapiteln weiß, daß noch so viele papierene Abmachungen den tatsächlichen Verhältnissen nichts anhaben können und daß am Balkan gegen Oesterreich-Ungarn und Rußland nichts unternommen werden kann. Im übrigen würde durch den russischen Vorschlag die Freiheit der Aktion für alle Mächte wieder hergestellt.

Von Wichtigkeit ist ferner der Vorschlag Rußlands, die Reformorgane dem türkischen Wunsche entsprechend nun in türkische Dienste überzugeben zu lassen. Es ist bekanntlich erst vor kurzem mit großer Mühe gelungen, die Verlängerung der Ranzade dieser Funktionäre von der Pforte zu erlangen. Wenn nun Rußland auf den türkischen Vorschlag zustimmt,

so geschieht dies vor allem mit Rücksicht auf die von der Pforte bisher so handhaft verteidigten Souveränitätsrechte des Sultans. Die Wahrung dieser Rechte wurde aber schon in der österreichisch-russischen Entente von 1897 als Prinzip aufgestellt, und so wohl in Petersburg wie in Wien hat man bis heute daran festgehalten. Es liegt also auch in diesem Punkte volle Uebereinstimmung vor. Was es weiter in den russischen Vorschlägen über die Konsolidierung der Stellung des Generalinspektors, die Ausgestaltung des Systems der Feldwächter und die Vermehrung der Gendarmen enthält, das ist von so in die Augen springender Nützlichkeit, daß es nicht weiter der Gegenstand von Erörterungen zu sein braucht.

In welcher Reihenfolge und in welcher Form nun die russischen Vorschläge durchzuführen werden sollen, diese Frage bildet den Gegenstand weiterer Erörterungen.

Mad; dem rügen Norden.

(Abend-Anzeiger, St. Louis.)
Das Unterhaus des kanadischen Parlamentes hat letzte Woche einen Beschluß angenommen, worin der sofortige Bau der schon seit Jahren besprochenen Bahn nach Fort Churchill gefordert wird. Fort Churchill liegt an der Westküste der öden Hudson-Bay, in getadter Linie nördlich von Duluth. Es ist zur Zeit 475 Meilen von der nächsten Eisenbahn entfernt, dem Saskatchewan Zweige der Canadian Northern Railway. In der ganzen Provinz Keewatin mit ihrem Areal von einer halben Million Quadratmeilen wohnen die Eskimos nicht gerechnet, kaum tausend Menschen. Die ganze Region nördlich vom Winnipeg-See ist eine trostlose Einöde, in der die Temperatur im Winter bis 57 Grad unter Null zu sinken pflegt und die sich daher für stete Besiedelung nicht besonders empfiehlt.

Auf den ersten Blick ist es daher nicht recht verständlich, weshalb die Kanadier es für geboten erachten sollten, eine Bahn in der Länge von Hunderten von Meilen zu bauen, um diese Einöde zu erschließen. Das Parlament aber hat seinen Beschluß erst nach sorgfältiger Erwägung aller einschlägigen Umstände gefaßt und auf Grund des Berichtes einer Kommission, welche eine genaue Untersuchung des Territoriums Keewatin vorgenommen hat. In dem Berichte wird besonders Gewicht darauf gelegt, daß wenn auch der arktische Winter dort der Besiedelung hinderlich sein möge, das Pflanzenwachstum dort während des vier Monate langen intensiven warmen Sommers ein um so schnelleres sei, da während dieser Periode die Sonne fast nicht untergeht. Der gleichmäßige Sommerwetter wegen sei eine Willkommene so gut wie ausgeschlossen und die 10,000 Quadratmeilen erfruchtigen Weizenlandes, welche sich dort finden, würden allein einen Ernteertrag liefern, hinreichend, um die Kosten des Bahnbaues zu verzinsen. Dann werde aber auch der Holzreichtum, es sind Wälder im Umfange von über 100,000 Quadratmeilen vorhanden, eine unerlöschliche Einnahmequelle bilden, wenn auch ein Teil des Holzhandels nur für die Papierfabrikation geeignet sei.

Endlich, und das ist einer der Hauptbegründe, ist Fort Churchill der großen Weizengetreide des kanadischen Nordwestens um etwa 1200 Meilen näher gelegen, als die nächsten atlantischen Häfen, und wenn die neue Bahn erst zwischen dem genannten Hafen und der Canadian Northern, bzw. Canadian Pacific, die Verbindung bildet, wird ein großer Teil des Exportweizens seinen Weg nach Europa via die Hudson Bay nehmen. Allerdings ist Fort Churchill nur während der Hälfte des Jahres eisfrei, aber der Hafen freier gewöhnlich erst Ende Oktober oder Anfang November ein, bis zu welcher Zeit die Exportsendungen zum größten Teil bewältigt sein könnten.

Eine weitere große Einnahmequelle dürfte der richtige Fischreichtum der nord-kanadischen Seenplatte bilden, der bei geeigneter Verbindung den ganzen Norden der Ver. Staaten versorgen dürfte. Jetzt schon werden vermehrt der Canadian Northern Fische aus dem Saskatchewan River District nach Chicago auf den Markt gebracht und in den Seen des Nordens wimmelt es von den herrlichen Lachsen, Forellen u. s. w., die bisher unbekannt geblieben sind, weil man keine Verwendung für dieselben hatte.

Die einzige Korporation, welche die Erschließung des kanadischen Nordens mit weiten Augen betrachten würde, dürfte die Hudson Bay Company sein, die seit mehr als einem Jahrhundert das ganze unermeßliche Terrain als ihre Domäne angesehen hat. Bisher haben die Verleger und Fallenteller dieser Gesellschaft dort eine Art Kolonialgebiet geübt und alle Ueberschüsse ferngehalten. Das wird aber nicht mehr gehen, wenn das Dampfloch sich seinen Weg durch die unendlichen Wälder gebahnt hat und den Sportsmann mühelos hinführt, wohin er bisher nur unter wochenlangen Entbehrungen und Strapazen gelangen konnte. Zweifellos wird sich dann alljährlich eine wahre Wälderwanderung von Amerikanern nach jenen Wäldern ereignen, an deren Ufern sich und Wälder, Fische und Ueberschüsse bisher noch ein

menschenfernes Asyl gefunden. Die Welt wird eben immer kleiner und was in unseren Schutlungen auf der Landkarte noch als unerforschte Wildnis bezeichnet war, können wir über Jahr vielleicht schon im luxuriösen Pullman bequem erreichen.

Volkshygiene.

Die Bekämpfung der Tuberkulose, hauptsächlich der Lungentuberkulose, gemeinhin Schwindsucht genannt, ist nun unter allen Nationen als eine der wichtigsten Aufgaben der Volkshygiene anerkannt und findet mehr und mehr Unterstützung in den verantwortlichen Bevölkerungsteilen. Auch werden ihr fortschreitend mehr Hilfsmittel durch wissenschaftliche Forschung geboten. Hand in Hand damit gehen die sanitären Bemühungen, auch des Typhus Herr zu werden, dessen Keime wie schleimendes Gift durch das Trinkwasser verbreitet werden, dessen Reinhaltung somit dringendes Gebot wird, vornehmlich für municipale Gemeinwesen, die mit Wasserleitung versehen sind, nicht minder aber auch für die Besitzer von Brunnen und Quellen auf dem Lande. Die öffentliche Gesundheitspflege hat sich namentlich mit ersteren zu beschäftigen.

Ueber das Vorkommen von Typhus gibt ein soeben veröffentlichter statistischer Bericht des Bundes-Zensusamtes über Sterblichkeit infolge der hauptsächlichsten Krankheiten Auskunft. Die Erhebungen darüber erstrecken sich freilich nur auf ein verhältnismäßig kleines Gebiet, denn die ganze immense Fläche der Ver. Staaten entzieht sich eintheilend noch dem Vermögen bündelstatistischer Arbeit in dieser Beziehung. Man hat deshalb ein gewisses „Registrierungs-Gebiet“ festgelegt, aus welchem die gewonnenen Resultate für andere Landestheile als mathematisch maßgebend angenommen werden können. Den Erhebungen nach stellte sich während der letzten fünf Jahre die Sterblichkeitsrate infolge von typhösem Fieber auf 32.2 aus hunderttausend der Bevölkerungszahl. Vergleichen wir damit 11.2 in England, 6.5 in der Schweiz, 5.7 in Norwegen und 7.8 in ganzem Deutschen Reich, so ergibt sich eine erschreckend große Zahl für die Ver. Staaten. Die älteren zivilisierten Länder sind uns in der Volkshygiene voraus. Nur diejenigen Länder, aus der die unfernen Nativisten unerwünschte Einwanderung kommt, Italien, Spanien, die slavischen und so weiter Völkernationen weisen höhere Sterblichkeitsraten auf. Die australischen Staaten, mit Ausnahme von West-Australien, sind uns in Minderzahl voraus.

Besonders die Sterblichkeitsrate in den Städten gibt zu denken. Da ist zum Beispiel Pittsburg mit 141.3 auf 100,000 verzeichnet. Das jezt dazu gehörige Allegheny City, aus gleichen oder ähnlichen Quellen mit Wasser versorgt, mit 135.3, Philadelphia hat 74.8, Denver 68.5, danach kommen Louisville, Scranton und New Haven mit Raten von über 50. Boston hat 22.2, New York 18.1. Für Milwaukee wird das Verhältnis für das letzte Jahr auf 20. angegeben. Die durchschnittliche Sterberate des Landes ist 32.2. Schlimme Erfahrungen hat die Bundeshauptstadt mit dem Typhus gemacht. In 1905 wurde eine außerordentlich kostspielige Sand-Filtriranlage hergestellt, von der berichtet wurde, daß diese das Trinkwasser von Typhusbakterien gründlich reinigen werde. Sie hat aber den Erwartungen nicht entsprochen, denn 1906 waren mehr Typhusfälle zu verzeichnen als zuvor. Woraus ersichtlich, daß mit dem Filtrationsystem das Problem der Reinigung des Trinkwassers durchaus noch nicht gelöst ist. Die Wissenschaftler müssen noch weiter auf der Suche bleiben. Und zu dem Zweck werden sie sich an die Statistik zu halten haben, die als unerlässliche Grundlage aller eracten Forschung ihren Platz behauptet, wenn sie auch vielen, die durch das Mikroskop ihrer Zahlen nicht hindurch sehen können, als langweilig trodene Wissenschaft gilt. Sehr richtig sagt darüber der amerikanische Gelehrte Park in seinem Werke über Hygiene: „Eine genau ermittelte Grundlage von Thatsachen, die aus genügendem Maß der Erfahrung gewonnen und mit gehöriger Genauigkeit zusammengefaßt ist, bildet die notwendige Vorbedingung der Hygiene, wie aller eracten Wissenschaften. Den Fragen des öffentlichen Gesundheitszustandes würde keine so allgemeine Aufmerksamkeit zugewandt, wenn wir nicht so sorgfältig zusammengestellte Angaben über Geburten, Sterblichkeit und die Ursachen der letzteren hätten. Genaue Lebens- oder Gesundheitsstatistik ist unerlässliche Vorbedingung der Lösung unserer Probleme der Volkswohl-fahrt.“

Der Teerbrand ist neuerdings auffallend zurückgegangen. Das ist auch kein Wunder. Wo die Prohibition einzieht, da braucht man die Teerfanne für andere Zwecke.

Ein Postbeamter hat in Chicago ein Vermögen in Käse veräußert. Natürlich nicht sein Vermögen, sondern die Weider der Post. Ein Geld ist ihm für ein so anrüchliches Geschäft wahrscheinlich zu schade gewesen.

Haus- und Landwirtschaftl.

Feine Lederschuhe erhält man weich und glänzend, wenn man sie täglich mit Eiweiß oder Vaseline einreibt. Der Rückstand in den Eierschalen würde für diesen Zweck genügend sein.

Holzstäbe. Man vermeidet das Faulen der Holzstäbe, an welche man Ziersträucher und Rosen anbindet, wenn man das untere Ende der Stäbe in eine Kupfervitriollösung taucht. Sie leisten dann jahrelang dem Verschaulen Widerstand.

Rußgeschwartzte Kupfergefäße muß man einige Stunden in laure Molten legen und dann rein mit derselben abspülen und mit klarem Wasser gut nachspülen. Kupfer wird auch wieder blank, wenn man es mit Essig abkuchelt.

Das Hautjucken der Pferde. Starke Hautjucken der Pferde an den Füßen, verbunden mit Wundschauern, läßt auf Milben schließen. Durch Kreolinbäder und Abwaschungen werden die Milben getödtet, und damit wird auch die Ursache des Hautjuckens beseitigt.

Belzwerk muß gegen Druck geschützt werden, namentlich theuere Beizblüde werden in ihrer Schönheit beeinträchtigt, wenn sie liegend aufbewahrt werden. Darum trägt man sie am besten frei über einem Kleiderbügel auf, so daß sie von anderen Kleiderstücken nicht berührt werden.

Seidenwäße. Wenn die Seide echtfarbig ist, so wäscht man sie in einer Abkochung von Seifenmüll und Quillquarinde; die Appretur ertheilt man dem gewaschenen Seidenstoffe dadurch, daß man ihn vor dem Plätten mit Bier oder einer schwachen Lösung von Gummi-mitragant oder arabischem Gummi befeuchtet.

Wenn im Frühjahr das Heizen aushört, müssen die Kohlenbehälter gereinigt, Kohlenhaufel und Stochfassen mit Terpentin und heißer Seifenlösung gesäubert werden. Danach läßt man sie mit Talg oder Del einreiben und mit Papier umwickeln. In jeden Kohlenbehälter legt man die dazugehörigen Sachen und stellt diesen in eine trodene Kammer.

Delarbenflecke lassen sich mit einer Mischung von Salmiakgeist und Terpentinöl zu gleichen Theilen, der man etwas Essigäther zusetzt, entfernen. Selbst bei alten Flecken soll sich dieses Verfahren bewährt haben. Wenn die Flecke nicht zu alt sind, lassen sie sich auch mit gereinigtem Ammoniak entfernen, das man auf den Stoff träufelt; man reibt mit einem trodenen Wollappen nach.

Matte Fußböden aufzufrischen. Getrichene Fußböden werden durch ihres Aufwischen matt; sie erhalten ihren Glanz wieder, wenn man sie mit Leinöl abreibt, dem man etwas Eiweiß zugefügt hat. Auf einen Teller voll Leinöl hat 2 Eiweiß erforderlich. Mit einem trodenen Lappen reibt man nach, damit Alles gleichmäßig wird. Der Fußboden ist dann wieder wie neu.

Gesiebte Erde für Topfpflanzen zu verwenden, ist unvorthelhaft. Man spare sich daher die Arbeit, sie ist unnütz. Ungelebte Erde ist infolge der größeren Erdbüden, unermesslicher Theile und kleiner Steindchen viel poröser und lockerer als gesiebte, welche sehr leicht fest wird und infolge der beeinträchtigten Luftzirkulation säuert. Man suche daher unter die größeren Steine heraus und siebe die Erde nicht.

Im Eier frisch zu erhalten, werden sie durch Waschen gründlich gereinigt und dann mit Vaselin eingerieben, das sich später beim Kochen leicht von der Schale löst. Will man sicher gehen, so empfiehlt es sich, das Eintreiben nach einigen Monaten zu wiederholen, auch Vaselin zu verwenden, worin zweidrittelprozentige Salicylsäure durch Kochen aufgelöst ist. So bewahrt Eier erhalten sich über ein Jahr gut und schmeden frisch.

Ueber das Reinigen und Auffrischen von Samt. Der in letzter Zeit von der Mode stark begünstigte Samt ist zwar sehr haltbar, weil aber leicht Druckstellen und Flecke auf, die sich schwer wieder entfernen lassen. Sind die Druckstellen nicht zu hartnäckig, so lassen sie sich durch Dämpfen oder Aufbügeln noch vertreiben. Das Dämpfen geschieht, indem man den Samt über harten Wasserdampf hält und ihn zwischen durch gegen den Strich bügelt. Ist er trocken, so wusch er dem Strich noch mit einer weichen Bürste wieder geglättet werden. Erfolgreicher noch ist das Bügeln. Hierzu feuchtet man den Stoff linksseitig an und zieht ihn von rechts aufrecht gestülpt, welches Bügeln, wobei die Dämpfe durch ihn ziehen. Bevor er ganz trocken, wird er gegen den Strich gebürstet und

linksseitig mit der Bürste leicht geploßt; dann zieht man ihn nochmals über das Eisen und glättet ihn zuletzt, ihn dem Strich nach bürtend. — Zum Reinigen von Samt empfiehlt sich Petroleum. Man befeuchtet ein weiches Lappchen damit und reibt mit diesem den Stoff gegen den Strich nicht zu scharf ab. Schließlich wird der Samt ebenfalls glatt gebürstet.

Schutz der Obsternsaaten vor Mäusen. Recht unangenehm ist es im Frühjahr, wenn andere Keimlaaten aufgehen, die Entdeckung zu machen, daß die eigenen von den Mäusen vernichtet sind, und noch unangenehmer, wenn man warm empfohlene Schutzmittel, als da sind: Fellen in allen möglichen Formen, Phosphorsäure, Stenchnin, kleine Orsinibomben, Ache, Nylschalen u. s. w., vergeblich verwendet. Um so angenehmer ist es, ein Mittel kennen zu lernen, welches absolut unschädlich seinen Zweck ganz vorzüglich erfüllt; man feuchtet die Obstsaaten vor der Aussaat an und besäht sie mit so viel pulverförmiger Nennige, daß alle Samen leicht von ihr überzogen sind, und keine Maus wird sich um einen derartig präparierten Samen kümmern.

Unkrautvergiftung durch Vitriol. Das Unkraut auf dem Felde ist des Bauern stiller Keger. Er sucht es mit allem ihm zu Gebote stehenden Mitteln auszuwurzeln; aber die Schmarotzer sind jäh und drängen sich immer wieder unter die Kulturpflanzen. Namentlich macht ihm der Ackerfenz und der Geberich viel zu schaffen. Durch Eggen und Hacken werden diese Nützlinge noch am besten bekämpft, weil dadurch der Erdboden aufgelockert und das Unkraut in seinem Wachstum gehindert wird. Für den Fall, daß der Boden nicht geeget und behackt wird, rath Schulz in den „Blätter für Rübenaub“, das Unkraut, besonders den Ackerfenz und Geberich, durch Bespritzen mit einer Eisenvitriollösung zu vernichten.

Trifft die Flüssigkeit die Blätter der Ruppflanzen, so werden diese zwar schwarz, aber in ihrem Wachstum keineswegs gehindert. Das Bespritzen scheint sogar auf das Wachstum der geöffneten Ruppflanzen günstig einzuwirken. Untergetragte Acker verträgt die Vitriollösung zunächst nicht gut, erholt sich aber und wächst dann um so üppiger. Kartoffeln, Rüben, Widen und gelbe Lupinen leiden allerdings durch das Bespritzen, Erbsen und blaue Lupinen indeß gar nicht. Der Erfolg hängt vor Allem von der rechtzeitigen Anwendung der Lösung ab. Da diese auf die Stengel und die Blüthen des Unkrautes gar keinen Einfluß haben, so müssen die Pflanzen begossen werden, wenn sie in's Blatt stehen. Sind die Schädlinge noch von Regen oder Thau naß, so darf nicht gespritzt werden. Am besten begießt man das Unkraut in den Mittagsstunden. An trodenen, warmen Tagen zeigt sich die Wirkung dann schon nach einigen Stunden. Auf ein Hektar Ackerland sind etwa 600 Liter Lösung und auf je 100 Liter Wasser etwa 15 Kilogramm Eisenvitriol zu rechnen. Mit einer Metallspitze wird die Lösung ausgepresst, und das Bespritzen muß nach drei oder vier Tagen wiederholt werden.

Die Markose im Mittelalter. In der Münchener Altiritschaft sprach kürzlich, der Wochenchrift „Hausdoctor“ zufolge, Prof. Dr. Klein über das Thema der Markose und demonstrierete im zweiten Theil seiner Ausführungen die interessante Thatsache, daß unsere neuesten Mittel zur Herbeiführung eines sogenannten Dämmerschlafes bei Operationen und Geburten bereits im frühesten Mittelalter bekannt und in Verwendung waren. Der Bischof Theodor von Gerona weiß bereits im 12. Jahrhundert ein solches Rezept zur Linderung der Schmerzen; es besteht in seinen Haupttheilen aus Atropin (Mandragsala), Opium, Morphin, Stopolamin und Sopsin. Ein Arzneibuch des Jahres 1460 verordnet die erste Anbalationmarkose, indem es empfiehlt, ein Schwämmchen mit Stopolamin unter die Nase zu binden. Wir spritzen das neuentdeckte Stopolamin unter die Haut. Hieronimus von Braunschweig verreibt 1497 einen derartigen „Dollant“: Opium, Mandragala und Wickenstraut, natürlich unter Beigabe von alterhand unnützen mittelalterlichen Anbalantien. Hans v. Gerstorf empfiehlt im Jahre 1533 Stopolamin in Salbenform, warnt jedoch gleichzeitig vor einem übermäßigen Gebrauch. Ähnliche Rezepte gibt es noch mehrere. Sie gingen unter der Quackfabrik des Mittelalters verloren und wurden erst viel später neu entdeckt.

Bornierte Menschen soll man nicht widerlegen wollen. Widerspruch ist immerhin ein Zeichen von Anerken-nung.

Die Patti rüft zu einer neuen Abschiedstour durch die Ver. Staaten. Die will Geld holen und die Amerikaner gleichzeitig daran erinnern, daß sie früher einmal das prächtigste Singen tonen.